

Illustriertes Unterhaltungs Blatt

Bromberg, Sonntag, den 15. September.

—> Dann, ja dann! <—

Kaum noch ist eingebracht
Der Ernte reicher Segen,
So ringt sich schon mit Macht
Die Saat dem Licht entgegen.

fühlt ich der Erde gleich
Wie meine Kraft erschaffen,
Wie wollt ich segensreich
Und unermüdetlich schaffen.

J. Sturm.

Das Geheimnis von Szambo.

Novelle von B. Milár Gersdorff.
[Schluß.] [Nachdr. verb.]

„Es ist spät, Herr,“ unterbrach Wolf seine träumerischen Betrachtungen, „und Zeit, daß Ihr zur Ruhe kommt. Morgen wecke ich Euch rechtzeitig und bringe Euch wieder zur Station.“

„Schön, Herr Wirt, ich verlasse mich darauf und herzlichen Dank für Euren Bericht. — Ihr habt mir einen großen Gefallen damit erwiesen.“

„Gerne geschehen, Herr, nun aber schlaft wohl!“

„Gute Nacht!“ — —

Ein bleierner Himmel wölbte sich über das Land, als Oswald am nächsten Morgen die Garda verließ. Frau Wolf war verhindert, ihn selbst zur Station zu fahren, und mit dem Knecht, der statt seiner die Pferde lenkte, konnte er sich nur schwer verständigen. So hatte er Muße genug, seinen Gedanken nachzuhängen, die sich fast ausschließlich um Eubiga's seltsames Lebensschicksal und Klara's nahe Beziehungen zu der jungen Gutsherrin drehten. Sein Gemüt war eigentümlich bedrückt, und als er einige Stunden später Wolf's Wägelchen mit dem nach Szegedin eilenden Bahnzug vertauscht hatte, wurde ihm, je mehr er sich der unglücklichen Stadt näherte, desto schwerer und banger ums Herz, als läge irgend ein drohendes Unheil in der Luft.



Eisi. Nach dem Gemälde von Fr. Prölj.

In Szegedin angelangt, konnte er sich nicht entschließen, seiner ursprünglichen Absicht gemäß gleich nach Pest weiterzufahren; eine geheimnisvolle Macht hielt ihn zurück, eine innere Stimme flüsterte ihm zu: Bleib — geh noch nicht fort — hier ist dein Platz! Unwillig schalt er sich selbst einen abergläubischen Narren und wollte schon, der seltsamen Mahnung zum Trotz, die Karte zur Weiterfahrt lösen, als der Portier in den Wartesaal trat und mit lauter Stimme verkündete, daß infolge Unter-spülung des Bahndammes bei einer benachbarten Station vor Abend kein Zug nach Pest abgehen werde.

Merkwürdiges Zusammen-treffen, brummte Oswald kopfschüttelnd, nun, das Schicksal will es, ich füge mich! Er ließ sich ein frugales Frühstück bringen und wanderte dann langsam der hart geprüften Stadt zu.

Es war so ziemlich das selbe Bild, das sich ihm tags zuvor dargeboten; die trüben, schlammigen Wassermassen setzten noch rastlos ihr Zerstörungswerk fort, während Hunderte unerschrockener Männer und Knaben in Booten, Stähnen und auf schnell zusammengezimmerten Flößen eifrig dem schwierigen Rettungswerk oblagen. Die einen drangen unter steter Lebensgefahr durch tausend Hemmnisse zu den gefährdeten Häusern vor, um die noch in ihnen weilenden Bewohner und,

soweit möglich, deren wertvollste Habe in Sicherheit zu bringen; andere hatten das traurige Amt übernommen, die überall treibenden, zum Teil schrecklich verstümmelten Leichen zu bergen; noch andere versorgten die durch das Wasser vom Verkehr Abgeschnittenen mit Lebensmitteln, Heizmaterial und anderen unentbehrlichen Dingen des täglichen Bedarfs.

Herzzerreißende Szenen spielten sich ab, wenn in einer der geborgenen Leichen die Familie ihren Ernährer, der Bräutigam die Braut, die Mutter ihr Kind erkannte. Dann erschütterte lauter Jammer und Wehklagen die Luft; hier stürzte sich ein Jüngling mit Ausbrüchen wildesten Schmerzes über das teure Opfer der grimmigen Flut, in stummer, thränenloser Verzweiflung kniete dort ein Weib an dem erstarrten Körper des ihr so jäh Entrissenen nieder, dazwischen erklangen mit leidensvolle Trostesworte der Umstehenden, leise Gebete für das Seelenheil der so schnell Dahingegangenen.

Oswald war nicht gerade schwachnervig, aber schließlich wurde es ihm unmöglich, länger inmitten all des ihn umgebenden Glends zu weilen; er schickte sich an, die Unglücksflut zu verlassen, als eine plötzliche Bewegung in der Menge, laute Angst- und Warnungsrufe ihn belehrten, daß etwas Außerordentliches sich ereigne.

Er bemerkte sofort, daß irgend ein Vorgang auf der Wasserfläche die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, blickt hin und gewahrt in einiger Entfernung vom Ufer ein leichtes Boot, über dessen Rand zwei weibliche Gestalten sich weit hinauslehnen in der eifrigen Bemühung, einen Gegenstand aus dem Wasser zu ziehen.

Das Boot ist infolge der unvorsichtigen Bewegung nahe daran, ungeschlagen, aber sie achten nicht darauf, sie hören nicht die ängstlichen Warnungsrufe der Menge.

Jetzt unterscheidet Oswald, daß es ein in seiner Wiege dahintreibendes Kind ist, welches die beiden Frauen zu dem gefährlichen Rettungswerk ansetzt — jetzt, bei einer Schwankung des Bootes erkennt er — das Blut stockt ihm im Herzen — Jjubiga! Sie ist's; ihr schwarzes Haar flattert im Winde, bleich und erregt streckt sie die Arme aus, und dort, neben ihr — allbarmherziger Himmel — Klara!

Oswald stößt einen Schrei aus, sein irrendes Auge sucht einen Kahn — umsonst, es ist keiner zur Hand, weit draußen schwimmen sie alle.

Da — schon hat Jjubiga das Kind glücklich aus der Wiege gehoben und hält es in ihren Armen — tritt das Besorgte ein, das leichte Boot schlägt um, die beiden Retterinnen verschwinden in den Wellen.

Oswald stürzt sich in die Flut, machtvoll strebt er vorwärts, das Auge starr auf den Punkt gerichtet, wo sein Liebste in die Tiefe sank.

Schnell ist die verhängnisvolle Stelle erreicht, doch von den Verunglückten nichts zu entdecken. Da taucht in geringer Entfernung von ihm ein bleiches, von goldigem Haar umrahmtes Antlitz aus der Tiefe, zwei Arme strecken sich ihm, wie Hilfe flehend entgegen, aber schon erfaßt die Strömung die Unglückliche und trägt sie fort.

Die Verzweiflung verdoppelt seine Kräfte, mächtig holt er aus. — Gott sei Dank! — Die Entfernung verringert sich immer mehr — jetzt ist er ganz nahe — noch ein kräftiger Stoß — da entschwindet das blasse Antlitz seinen Blicken, erbarmungslos reißt die gierige Flut das Opfer an sich.

Oswald taucht in die Tiefe, aber seine Kräfte schwinden; bereits willenlos kommt er wieder zur Oberfläche. Doch was klammert sich plötzlich an ihn, was droht ihn abermals mit Zentnerschwere hinabzuziehen?

Er breitet die Arme aus, sie umschlingen einen menschlichen Leib — sie — die Geliebte.

Fest drückte er sie an seine Brust — eine letzte gewaltige Anstrengung, er erreicht die Oberfläche mit seiner süßen Bürde, aber seine Kraft ist zu Ende; ein ungeheures Tosen und Brausen umgibt ihn, seine Sinne verwirren sich — es umfängt ihn tiefe Nacht.

Die Augen wieder aufschlagend, fand sich Oswald in einem freundlichen Zimmer, auf einer Lagerstatt ausgestreckt, vom Kopf bis zu den Füßen in wollene Decken eingehüllt. An seiner Seite saß eine barmherzige Schwester, eifrig in ihrem Brevier lesend. Ein angenehmes Wärmegefühl durchströmte ihn, doch dauerte es einige Zeit, bis die Besinnung ihn soweit zurücklehrte, daß er sich über die letzten Vorgänge Rechenschaft ablegen konnte.

Als endlich wieder alles klar vor seiner Seele stand, fuhr er mit einer jähen Bewegung empor und furchtbare Angst prägte sich in seinen Zügen aus, aber ehe er noch eine Frage über die Lippen brachte, sprach die barmherzige Schwester, ihn freundlich anblickend: „Beruhigen Sie sich, Herr, die junge Dame wurde mit Ihnen zusammen gerettet und befindet sich außer aller Gefahr.“

Oswald sank in die Kissen zurück, Thränen seliger Freude entströmten seinen Augen. „Und wo befindet sich die Dame?“ fragte er später.

„Hier im Hause, in Ihrer nächsten Nähe.“

„So will ich zu ihr, jetzt gleich.“

„Das darf ich nicht zugeben,“ entgegnete sie sanft. „Sie müssen sich gedulden, bis es Ihnen der Arzt erlaubt.“

Oswald, der sich recht matt fühlte, sügte sich schweigend. Plötzlich schoß ihm der Gedanke an Jjubiga durch den Kopf, und beklommenen Herzens erkundigte er sich, ob auch sie gerettet sei.

Die barmherzige Schwester schüttelte leise den Kopf und erwiderte ernst und traurig: „Man hat sie erst nach langem Suchen gefunden. Sie hielt noch das Kind, um dessentwillen sie so heldenmütig ihr Leben opferte, krampfhaft umschlungen. Beide waren tot — alle Versuche, sie ins Dasein zurückzurufen blieben erfolglos.“

„Arme Jjubiga, so jung, so schön und edel — und solch schreckliches Ende!“ klagte Oswald.

„Ja, Herr, sie war ein Engel — ein Engel an Schönheit und Güte und eine Heldin zugleich. Konnte sie einen schöneren Tod sterben, als in der Ausübung heiligster Christenpflicht? Der Herr hat sie in seinen Himmel aufgenommen, und wir segnen ihr Andenken!“

Als der Tag zur Neige ging, standen Oswald und Klara, die Brust von unneuhbarem Weh und doch wieder von höchstem Glück erfüllt, an Jjubigas frischer Bahre. Sie lag gebettet in duftigen Frühlingsblumen — selber eine holde Blüte, von Märzesturm gebrochen.

Nicht die Schrecken des Todes thronten auf ihrer bleichen Stirn, ein seliger Friede verklärte die lieblichen Züge. Ihre verschlungenen Hände umfaßten das Bild des Gekreuzigten, zu ihren Häupten leuchteten mit mattem Glanz in umflorten Kandelabern zahlreiche Kerzen und leichte Weihrauchwolken entstiegen dem am Fußende der Bahre stehenden silbernen Becken.

Jetzt öffneten sich die Thüren, um denen Einlaß zu gewähren, die noch einmal im Tode das Antlitz zu schauen begehrten, das ihnen so oft glütig entgegengelächelt hatte. Männer, Frauen und Kinder, denen sie eine segenspendende Fee gewesen, drängten sich weinend heran, den letzten Dankeszoll abzustatten, aber auch viele, die ihr im Leben ferngestanden, scharten sich, tiefbewegt durch das tragische Ende der jungen Gutsderrin, um ihre blumige Bahre, und so vereinigten sich heiße Thränen, rührende Dankesergießungen und inbrünstige Gebete für den Seelenfrieden der Verbliebenen zur ergreifenden Totenfeier für Jjubiga von Radovanovits. —

* * *

Seit den Unglückstagen von Szegedin sind Jahre verfloßen.

Im Park von Szambo grünt und blüht es, lustig zwitschert die gefiederte Sängerschar, freundlich blickt Frau Sonne drein, es ist Frühling — wonnige Maienzeit!

Die hier wandelte, schlummert friedlich in dem kleinen Mausoleum, das treue Liebe ihr an der Stätte errichtete, die einst ihr Lieblingsplätzchen war.

Aber auch das Leben will sein Recht haben, und frisches, junges Leben ist's, das jetzt wieder in Szambo pulsiert.

In der schattigen Jasminlaube sitzt im leichten Sommeranzug ein stattlicher, schnurrbartiger Herr, eifrig seine Zeitung lesend, ihm gegenüber eine noch junge, etwas zum Emboupoint neigende Frau mit auffallend schönem lichtblonden Haar und leuchtenden blauen Augen. Wir kennen die Beiden recht wohl; wer könnten sie wohl anders sein als unsere alten Freunde Oswald und Klara, seit Jahren ein so zufriedenes und glückliches Paar, wie nur je die Sonne eines beschienenen.

Und die beiden prächtigen, pausbäckigen Bengel, die draußen auf dem grünen Wiesenplan mit viel Galloß und wenig Geschick ihre Schmetterlingsjagd betreiben — ohne Bedenken dürfen wir in ihnen die hoffnungsvollen Sprößlinge des Keineckschen Ehepaars erblicken.

Atemlos kommt jetzt der größere Bube in die Laube gestürzt. „Papa, hilf uns doch, wir fangen nichts!“

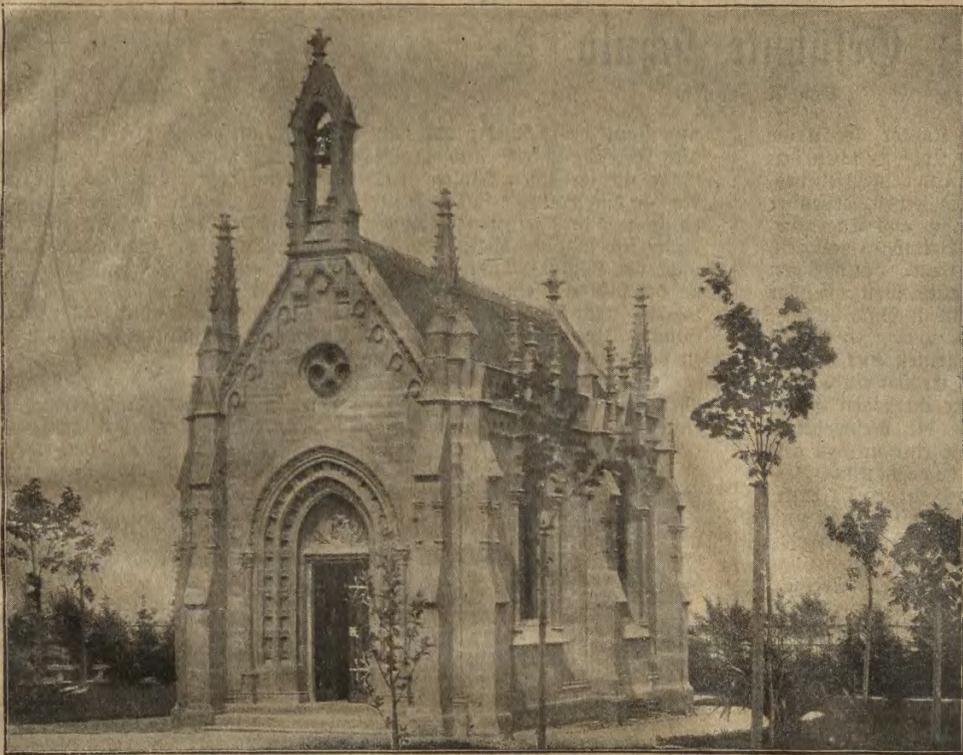
„Ei, Jubo, ein rechter Mann hilft sich selbst. Was wollt ihr überhaupt mit den armen Schmetterlingen anfassen?“

„Wir wollen sie Tante Jjubiga schenken.“

„Aber, Junge, was fällt Dir ein?“

„Ja, Papa, Du hast gesagt, daß heute der Geburtstag von Tante Jjubiga wäre, wenn sie noch lebte.“

„Und Du glaubst, daß sie an den armen gefangenen Schmetterlingen Freude haben würde? Nein, Jubo, ich will Dir besseres sagen: Geh hin und pflückt die schönsten Blumen, die ihr im Garten finden könnt, und recht viele; dann wollen



Mausoleum der Familie Hohenlohe-Schillingfürst.

wir zusammen einen großen Kranz winden und ihn Tante Tjubiza bringen.“

Mit einem Freudenschrei und den Worten: „Komm, Nado, wir dürfen Blumen für Tante Tjubiza pflücken, so viel wir wollen, hurra!“ stürzte der kleine Kerl wieder hinaus und zog sein Brüdchen hastig mit sich fort, während Oswald und Klara den Dahineilenden wehmütig lächelnd nachblickten.

Bald kehrten sie mit großen Blumensträußen zurück und Oswald, Klara und die Knaben begaben sich zu einer stillen ernstlichen Andacht an die Grabstätte der teuren Toten. In sich selbst versunken sieht dort schon ein ernster Mann: Adolf Hagen. — — —

Wir fühlen, daß wir dem Leier noch eine kleine Aufklärung schuldig sind bezüglich des Schaltens und Waltens der Familie Keinecke in Szambo, und wir wollen sie ihm nicht vorenthalten.

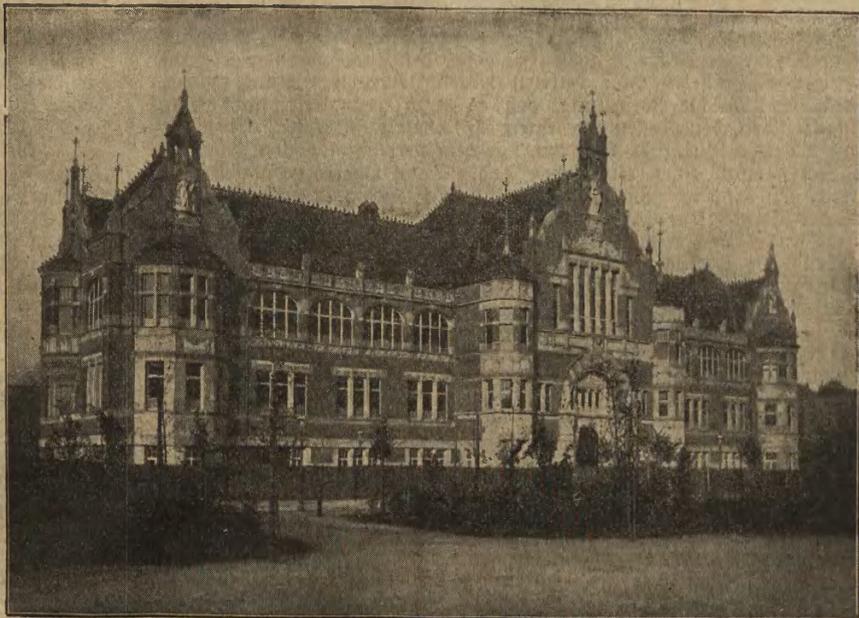
Als seinerzeit Tjubiza's Testament vorgelesen wurde, das sie, in der Vorahnung eines frühen Todes wenige Monate vor der Katastrophe von Szegedin aufgesetzt hatte, stellte es sich heraus, daß Klara zur Universalerin ernannt war, eine Bestimmung, die bei dem gänzlichen Fehlen von erbberechtigten Verwandten auch von keiner Seite angefochten wurde.

Während ihres Aufenthaltes in Szambo hatte sich Klara dermaßen die Sympathie der Bediensteten sowohl wie der benachbarten Gutsherrschaften zu erwerben gewußt, daß ihr das Erbe alleinig gegönnt wurde.

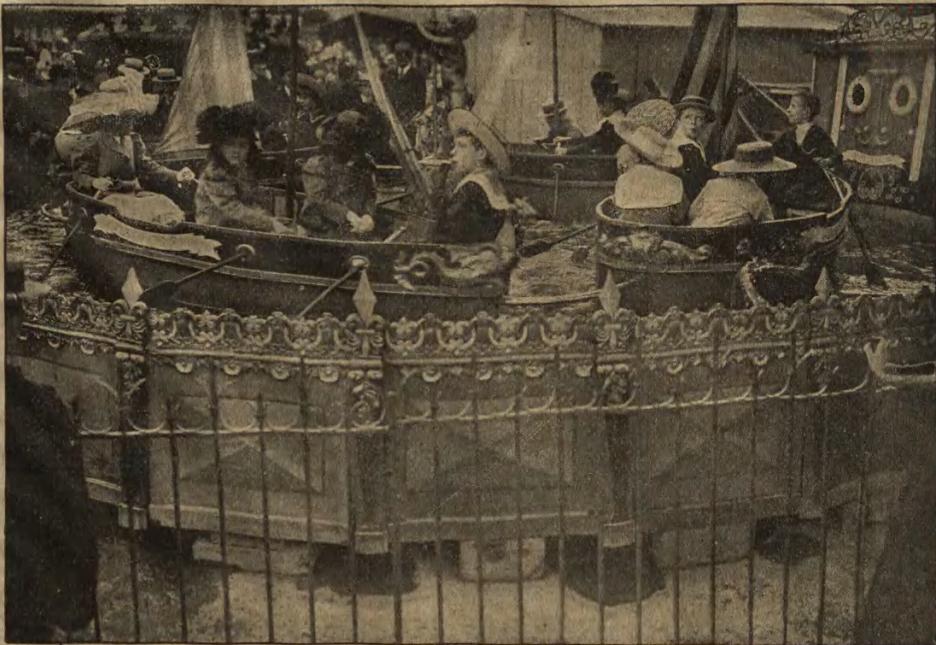
Klara war somit Besitzerin von Szambo geworden; da sie jedoch nicht daran denken konnte, selber die Verwaltung zu übernehmen, andererseits aus Pietät von einem Verkauf des Gutes nichts wissen wollte, so übergab sie dasselbe vorläufig auf eine Reihe von Jahren einem Pächter, sich die Verfügung für spätere Zeit vorbehaltend.

Nach ihrer bald darauf erfolgten Verbindung mit Oswald hatte das junge Paar zunächst seinen Wohnsitz in Berlin genommen, wo Oswald als Journalist bald eine hervorragende Stellung einnahm.

Alljährlich aber wurde ein Teil der schönen Jahreszeit in Szambo zugebracht — eine Gewohnheit, von der auch dann nicht abgegangen wurde, als Frau Klara ihrem Gatten zwei muntere Buben schenkte, beide während des sommerlichen Aufenthaltes in Szambo geboren und nicht wenig stolz auf ihr Magdarentum und die von ihren kleinen Berliner Freunden viel bewunderten Namen Tjubo und Nado — die ihnen in Erinnerung an Tjubiza Radovanovits beigelegt wurden.



Das neue Museum in Altona.



Wasserkarussell auf der Messe zu Aenilly bei Paris.

Adolf Hagen blieb unvermählt. Er hat Tjubiza's Verlust nie verwunden können, und ihr jähes Ende erschütterte ihn auf das Aller- tiefste.

Auf die erste Kunde vom Tode Tjubizas eilte er nach Szambo, aber bereits war die Tote der Erde übergeben und so blieb ihm nur übrig, ihre Grabstätte als Heiligum zu verehren.

Alljährlich, wenn ihm sein Beruf, dem er sich, um seinen Schmerz zu vergessen, mit erhöhtem Eifer widmet, Zeit und Muße gewährt, weilt er auf Szambo an dem Grabe der einst Geliebten.

Hagen ist ein gern gesehener Gast daselbst, und in großer Liebe sind ihm die Kinder zugehen, die er sämtlich aus der Taufe gehoben hat. Stundenlang sitzt er auch in dem Gasthof bei Esau Wolf und läßt sich immer und immer wieder erzählen die Geschichte von Rosja Sander und versenkt sich in die Zeit zurück, wo ihm die schöne Tjubiza in der Gewitternacht ihr Geheimnis offenbarte. Jetzt ist es endlich gelöst, das Geheimnis von Szambo.

— ♦ — Gefühnte Schuld. — ♦ —

Von U. Fromm.

[Nachdruck verboten.]

Der Kaufmann Karl Bergen saß in seinem Kontor, die Arme auf den Schreibtisch gestützt, den grauen Kopf zwischen den Händen, und stöhnte laut. Es war nichts Unvorhergesehenes, das über ihn gekommen war, und das Vergehen, dessen er sich schuldig gemacht hatte, mußte schließlich aus Tageslicht kommen. Er hatte nicht nur sein eigenes Vermögen verloren, er hatte auch das seines Neffen und Mündels veruntreut. In wenigen Monaten wurde Georg mündig, dann mußte es aller Welt offenbar werden, daß er ein Betrüger, ein Dieb an anvertrautem Gute war.

Wie war er dazu gekommen? Wie so viele vor ihm. In solchen Fällen ist der erste Schritt nicht schwer, er ist im Gegenteil nur viel zu leicht gethan, und die andern folgen immer schneller. Er war ein Ehrenmann gewesen, wie nur einer, und genoß noch heute im hohen Grade die Schätzung und Achtung seiner Mitbürger, wie die verschiedenen Vertrauensämter bewiesen, die er bekleidete. Es war eine nur zu alte Geschichte: schwere Zeiten waren gekommen, erhebliche geschäftliche Verluste, die er durch gewagte Spekulationen auszugleichen gesucht hatte, waren fehlgeschlagen, und wie er sein letztes auf's Spiel gesetzt und verspielt hatte, da hatte er seine Hand nach dem anvertrauten Gelde ausgestreckt — nur eine kleine Anleihe wollte er machen, wie er es nannte, einmal mußte er doch Glück haben. Aber jeder neue Versuch, das Verlorene wieder einzubringen, mißglückte und nun ging es reichend bergab. Das Vermögen des Neffen, das er in kurzer Zeit in dessen Hände legen sollte, war fort, verspielt. Wie stand er dann vor dem jungen Manne da, der in Verehrung zu ihm aussah, den er wie einen Sohn liebte, und den er einst seinen Sohn zu nennen gehofft hatte! Bergen, seit langen Jahren Witwer, hatte eine einzige Tochter; Georg und Ella hatten einander von jeher gern gehabt, und aus der Kinderfreundschaft war echte Liebe erblüht; so jung sie waren, es war sicher, daß ihre Herzen einander für alle Zeit angehört. Es hatte sich alles so glücklich angefallen, und nun? Sein Neffe und Mündel des Vermögens beraubt, die Tochter hettelarm, mit der Schande des Vaters bedeckt — und er selber! Würde er es ertragen können? — Mehr als einmal dachte er daran, den Weg zu gehn, den andre vor ihm selbst in weniger verzweifelter Lage betreten hatten. Aber ihm graute davor. Er hatte nicht die Vorstellung, daß er durch einen Selbstmord seine Schuld tilgen, den Flecken von seinem Ruf abwischen könnte. Er wollte noch warten. Vielleicht kam ihm vor dem verhängnisvollen Tage die Erlösung durch einen natürlichen Tod. Dann war er geborgen, aber die beiden Kinder? Wieder stöhnte er laut; wohin er auch blickte, er sah des Glends kein Ende.

Wenige Wochen später, und eine Aenderung war eingetreten, überraschend, unglücklich, wie in einem Märchen. Von einem wertlosen Grundstück, daß er vor Jahren als Zahlung für eine Schuld hatte annehmen müssen, wurde ihm ein Teil für eine neue Eisenbahnlinie abgekauft; ein Fabrikant, dem viel daran lag, sich gerade dort zu einem großartigen Unternehmen niederzulassen, erstand das Uebrige für einen erstaunlich hohen Preis. Nun fing Bergen, zuerst zaghaft, an, mit einem Teile jenes Geldes zu spekulieren, und es war, als ob, was er angriff, sich in Gold verwandelte. War ihm das Geld früher unaufhaltsam durch die Finger gerollt, so strömte es ihm jetzt nur so zu. Als der vielgesürchete Tag kam, an welchem er seinem Neffen dessen Vermögen auszuzahlen hatte, konnte er ruhig sein: nicht nur jenes war gesichert da, auch er selber und seine Tochter waren geborgen.

Wenn seine Rechnungslegung, für die er sich einen ganz besonderen Plan hatte ausarbeiten müssen, hier und da etwa der Klarheit entbehrte, so war Georg offenbar der Letzte, um es zu ahnen. Er hörte augenscheinlich garnicht auf die Auseinandersetzungen des Vormundes; er stand in einer Art von Verzückung da, mit weit offenen, feuchtschimmern den Augen; und kaum war er mit dem Onkel allein, so fiel er ihm stürmisch um den Hals.

„Nun?“ sagte dieser lächelnd. „Macht es Dich so glücklich, ein selbständiger Mann zu sein?“ Und ihm stillen dachte er: Wie furchtbar, wenn es gekommen wäre, wie es fast hätte kommen können!

„O, es ist nicht dies!“ rief Georg, zitternd vor Erregung. „Ich bin so glücklich und so tief beschämt! Ich habe Dir ein Geständnis zu machen, Onkel. Ich habe Dir schweres, ungerechtfertigtes Unrecht angehan, nur in meinen Gedanken zwar, aber es ist nicht minder sträflich. Wie ich auf die Idee kam, weiß ich nicht zu sagen,“ sprach der junge Mann in peinlicher Verlegenheit weiter; „aber ich sagte irgendwie den Argwohn, Du hättest mein Vermögen nicht ganz so verwaltet, wie mein Vater es wünschte, Du hättest — laß mich dem häßlichen, niedrigen Verdacht keinen Namen geben, Onkel. Ich begreife jetzt nicht, wie ich dazu kam. Kannst Du mir verzeihen? Um Elsas, wenn nicht um meiner selbst Willen? Wenn Du wüßtest, wie ich unter der Vorstellung gelitten habe! Nicht wegen des materiellen Verlustes, sondern weil ich von Dir so hoch dachte.“ Er verlor sich in verwirrtem Stammeln und streckte dem Vormund bittend die Hände entgegen.

Bergen hatte ihn mit stockendem Atem angehört, sein Gesicht zuckte von wechselnder Erregung. Als der Neffe schwieg, zog er ihn an seine Brust und drückte ihn wortlos an sich. „Nun ist Alles gut!“ jubelte Georg.

Erst spät, nachdem er des Onkels Haus verlassen hatte, kam er in seine eigene Wohnung zurück. Stundenlang war er draußen umhergewandert; das Glücksgefühl, das ihn überwältigte, ließ ihm keine Ruhe. Heute erst, wo er von der Last befreit worden, war ihm klar geworden, wie sehr er unter den schwarzen Gedanken, die er still in sich herumtrug, gelitten hatte. Den Mann, den er mehr als den kaum gekannten Vater zu verehren gewohnt war, als einen Unwürdigen betrachten zu müssen, das wäre bitterer für ihn gewesen, als er es hätte sagen können. Doch

nun stand dieser wieder vor ihm als leuchtendes Vorbild der Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit, und der Schatten, der gemichen war, gab dem Bilde nur erhöhten Glanz. Und Ella, seine liebe, süße, reine Braut! Nie — das hatte er sich in seinen schlimmsten Stunden gesagt — würde er ihr mit dem leisesten Gedanken das entgelten lassen, dessen er ihren Vater für schuldig hielt; aber er jubelte auch bei der Vorstellung, daß nicht der kleinste Makel an dem haßte, der ihr zunächst stand, daß er sie dereinst als seine Gattin aus Händen nehmen würde, die so rein waren, wie sie selber. O, es war ein unsägliches, schier unsägliches Glück! Ihm war, als müßte er etwas ganz Besonderes thun, um es zu verdienen —

Es dämmerte stark, als er nach Hause kam. Er wurde mit der Meldung empfangen, Herr Bergen wäre da gewesen, wolle aber noch einmal vorschreiben. Kaum war er in sein Zimmer hinaufgestiegen, als der Onkel eintrat.

„Du kommst mir eben nicht zu früh,“ rief Georg ihm lustig entgegen. „Laß mich die Lampe anzünden.“

„Nein, laß die Lampe,“ sagte der andere. „Ich möchte lieber so mit Dir reden.“

Er sprach langsam, mit mattem Ton, und trotz des Halbdunkels bemerkte Georg, daß er leichensüß war.

„Was ist Dir, Onkel?“ rief er erschrocken. „Ist irgend etwas vorgefallen?“

Bergen machte eine verneinende Bewegung und ließ sich wie schwer erschöpft auf einen Stuhl nieder. Als sich Georg ihm gegenüber setzte, rückte er einen Schritt zurück.

„Du machtest mir heute vormittag ein Geständnis,“ fing er langsam und müde an, „ich habe Dir eines zu machen, das viel schwerer, viel schlimmer ist, aber es muß geschehn.“

Er drückte einen Augenblick die Hände vor das Gesicht, und hückte sich in sich zusammen, wie von einem körperlichen Schmerz überwältigt. Dann richtete er sich auf und sprach, ohne Georg anzusehen: „Du klagtest Dich an, mir gegenüber einen ungerechtfertigten Verdacht gehegt zu haben. — er war nicht ungerechtfertigt. Es ist Alles wahr.“ Und in derselben müden, eintönigen Weise erzählte er, wie es geschehen war, ohne ein entschuldigendes oder gar beschönigendes Wort, schonungslos und sich nur an die nackten Thatfachen haltend.

„Weiter habe ich nichts hinzuzufügen,“ sagte Bergen, als er mit seiner Beichte zu Ende war. „Wie Du darüber denkst, das hast Du mir gesagt, ohne es zu wollen und zu wissen.“

„Und Du sagst mir das Alles — jetzt — jetzt —“ keuchte Georg, der ihn blaß, verstört, mit weit aufgerissenen Augen angehört hatte.

„Erst jetzt! Was ich solange zu fürchten hatte: Deine Liebe, Deine Achtung zu verlieren, das wäre unendlich bitter gewesen — ist unsäglich bitter — aber es muß ertragen werden. Doch mir Beides durch eine Lüge zu erschleichen, das wäre einfach unmöglich. Wenn ich Dich um etwas bitten dürfte, so wäre es dies: laß mein Kind nicht entgelten, was ich that. Aber auch das muß ganz bei Dir stehn.“

Er stand auf und wandte sich der Thür zu. Als er die Hand auf die Klinke legte, fuhr Georg wie aus einer Erstarrung empor und schrie laut auf: „Onkel.“

Bergen wandte sich langsam nach ihm um, ohne ihn anzusehen, da umfaßten ihn die Arme des Neffen mit kräftigen Druck.

„Onkel! Glaubst Du, ich werde Dich von mir gehen lassen, nachdem Du so zu mir gesprochen hast? Gerade jetzt, wo Alles vorüber ist und, wenn Du gewollt hättest, für immer begraben wäre, machst Du mir jenes Geständnis nur um der Wahrheit willen? Onkel — nein, laß mich Dich Vater nennen, lieber Vater, wenn ich vordem schon in Verehrung zu Dir aussah, um wieviel mehr thu ich es jetzt; wenn ich Dir vordem schon vertraute, so ist mir in Vertrauen auf Dich, auf Deine Ehrenhaftigkeit jetzt und für alle Zeit unbegrenzt und unerschütterlich!“

„Aber,“ sagte Bergen schüchtern, „was ich that — das ist nicht ungeschehen zu machen, Georg.“

„Das soll es auch nicht sein!“ rief der junge Mann. „Es hat mich ja gelehrt, Dich in Deiner ganzen Wahrhaftigkeit zu erkennen! Weiter denke ich nicht daran, und wir sprechen nie mehr davon.“ Und wie er den alten Mann in fester Umarmung an sich zog, lehnte Bergen seinen Kopf an die Schultern des Neffen und weinte. —

Es dauerte nicht lange, so sprach man in der Stadt davon, daß Bergen, ohne eigentlich krank zu sein, merklich zusammenfiel und man wunderte sich daher nicht, daß er von seinen städtischen Aemtern eins nach dem andern niederlegte und schließlich sich auch von seinem Geschäft zurückzog. Er machte den Eindruck eines von schwerer Arbeit ermüdeten ruhebedürftigen Mannes. Er lebte ganz für Georg und Ella und in ihrem Glück, und Beide hegten ihn mit zärtlichster Liebe und Sorgfalt; aber selbst im Verkehr mit seinen Kindern war er still, wie er es vordem nie gewesen war.

Bald nachdem er seinen ersten Onkel über die Taufe gehalten hatte, wurde er krank und starb, ohne viel zu leiden. Er erlosch wie ein Licht, wie man zu sagen pflegt. Mit seiner allerletzten Kraft sagte er mit den schon erstarrten Fingern des Sohnes Hand und sagte: „Ich danke Dir, Georg.“

Als seine Kinder am Begräbnistage vor dem offenen Sarge standen und zum letzten Male in das friedliche Greifenantlitz blickten, fragte Ella leise: „Warum mag der Vater Dir vor seinem Tode noch gedankt haben, Georg. Es war mir, als meinte er etwas ganz Besonderes damit.“

Georg bückte sich und berührte die Stirn des Toten mit den Lippen. „Vielleicht wollte er mir danken — obgleich es keines Dankes wert ist — daß ich ihn immer als das erkannt habe, was er war: als einen der wahrhaftigsten Menschen, die es je auf Erden gegeben hat und geben wird.“



Mozarts erste Liebe. Nach dem Gemälde von Hans Volkmer.

[Photographie u. Verlag von Franz Hanfstaengl in München.]

Lucie Rawen.

Roman von Ferd. Gruner.

[Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

Das Flüstern verstummte im Saale, alle Augen hefteten sich auf den jungen Künstler, der eines so furchtbaren Verbrechens angeklagt war. Die Präsidentenglocke erscholl. Max zuckte leicht zusammen bei dem hellen Klange. Die Verhandlung begann. Nach der Abnahme der Generalien erfolgte die Verlesung der Anklageschrift. Ein paar Mal ging eine Bewegung durch den Saal bei der scharf accentuerten Beschuldigung Horwarts. Auch dieser lauschte aufmerksam und seine Lippen preßten sich fest aufeinander, wenn die Anklage wieder ein neues Beweismoment gegen ihn vorbrachte.

Dann folgte die Zeugenvernehmung.

Dr. Vokant, der Diener Johann und auch der Hauptbelastungszeuge, Malcher Franz, blieben bei ihren ursprünglichen Aussagen. Dr. Sander nahm den Knecht in ein scharfes Kreuzfeuer, doch dieser verharrte bei seinen Behauptungen, indem er immer wieder nur die Erzählung wiederholte.

Lucie war nicht erschienen, es wurden nur ihre Aussagen, die sie Dr. Rosen gegeben, zur Verlesung gebracht.

Endlich war die Zeugenvernehmung abgeschlossen und unter atemloser Spannung erhob sich Staatsanwalt Willman. Sager und groß, mit einem bartlosen, finsternen Gesichte, reckte er sich noch mehr empor, und halb zu den Geschworenen gewendet, halb gegen das Publikum, begann er zu sprechen. Erst leise und langsam, jedes Wort abwägend, dann lauter, mit lebhaften Gesten, dröhnend, jede Silbe scharf betonend am Schlusse. Hart und erbarmungslos war seine Anklage, die den jungen Künstler, der mit weit geöffneten Augen zu dem Staatsanwalt emporsah, zum Mörder seines Stiefvaters stempeln sollte.

„Meine Herren! Es lag in dem Angeklagten schon von Jugend auf der Hang zum Ungefunden, zu Verbotenem und, wie Sie sehen, zum Verbrechen. Der Tote, dessen furchtbares Ende Sie hier durch einen Schuldspruch zu sühnen berufen sind, that für seinen Stiefsohn, was in seinen Kräften stand. Nie wurde es dem Knaben inne, daß er seiner eigenen Eltern entbehren mußte. Schloß Rawen war ihm eine Heimat im besten Sinne des Wortes. Der Tote ging soweit, daß er, um der Neigung seines Stiefsohnes willen, verzichtete, seinen Plänen Erfüllung zu schaffen. Der Angeklagte wurde, nicht wie es Herr Rawen wollte, Offizier, sondern, wie er es erbeten hatte, ein Bildhauer. Reiche Mittel wurden ihm von seinen Stiefeltern hierzu bewilligt. Mit vollen Händen gab man ihm, damit er frei seiner Kunst leben könne. Aber wie liberal Herr Rawen auch für seinen Stiefsohn sorgte, es reichte nicht hin, um die kostspieligen Launen und Passionen des Max Horwart zu befriedigen. Immer größer wurden die Geldforderungen, die er an seinen Stiefvater stellte, und als dieser selbst ihn mit gutem Räte zurückleiten wollte auf die richtige Bahn, die er verlassen fand, er nur taube Ohren. Kein warnendes Wort konnte ihn zurückrufen aus dem Taumel, der ihn immer tiefer in den Sumpf zog, wo die verworstensten Leidenschaften ihre Orgien feierten. Er ergab sich dem Spiele. Und in einer Nacht verlor er bei scheußlichem Gelage an ebensolche Rumpans zwanzigtausend Gulden. — Ein Vermögen! Ein Vermögen, das oft ein langes Leben bitterster Kümmeris und unablässigen Eifers nicht zu erringen imstande ist. In einer Sekunde auf eine Karte frivol gewagt und verloren. Da fand er den Weg zurück zum Vaterhaus; aber nicht als Flehender, wie es dem verlorenen Sohne geziemt, nein, als Fordernder. Denn das Geld, um das er gespielt, er besaß es nicht, es war seines Vaters Erbe. Nun forderte er es ungestüm, denn sonst müßte er sich töten. Und Rawen gab es ihm. Er mochte glauben, daß sein Stiefsohn imstande wäre, seinen Vorsatz auszuführen. Aber blutenden Herzens wies er den Ungeratenen, der so viel Kummer und Sorgen auf sein graues Haupt beschworen, für ewig von seiner Thüre. Und reulös, ohne ein Wort der Bitte um Vergebung, ging dieser von dannen.“ — Er deutete auf Max, der starr aufgerichtet im Sessel saß. — „Das war der erste Akt dieser Tragödie. — Und nun nach Jahren kam der Ungeratene zurück. Aber wiederum nicht als Bittender, nicht offen und ehrlich. Nein! Im Walde suchte er den Stiefvater auf, denn er hatte erfahren, daß derselbe dort in der Nähe oft zu treffen sei. Vielleicht, daß er zurückkam, weil es ihm in der Welt draußen nicht behagte, wo er nun mittellos dastand und auf seiner eigenen Hände Arbeit angewiesen, da die Goldquelle nicht mehr floß; weil Not bei ihm zu Gaste war. Mit schroffen Worten mag er an den Toten herangetreten sein. Als ihn dieser nicht wieder aufnehmen wollte, sondern ihn, wie es sein unabänderlicher Beschluß gewesen, neuerdings fortgewiesen aus dem Vaterhause, auf das er jedes Anrecht verloren, da mag in dem Angeklagten bei dem Gedanken, daß er ewig arm und heimatlos bleiben

würde, die Leidenschaft jäh aufgezuckt sein. Finstere Rache loderte in ihm, und da sich Rawen zum Gehen gewendet, zog er blitzschnell den Revolver und meuchlings schoß er den Mann nieder, den er Vater genannt. Bei dem grollenden Donner, den grellenleuchtenden Blitzen erwachte sein Gewissen und die feige Angst vor seiner That. Eilends wandte er sich zur Flucht. Das Verbrechen brannte ihm das Rainszeichen auf der Stirn, bleich waren seine Wangen, unstät und flackernd sein Blick. Das Schuldbewußtsein zwang ihn, die Leute zu fragen, was denn in Bärenstein geschehen sei, als ob man schon hätte Kunde gehabt von der gräßlichen That, von dem Manne, der draußen verblutend im Walde lag. —“

Den Verlauf der Untersuchung schildernd, schloß der Ankläger seine grollende Rede: „Und nun, meine Herren Geschworenen, führen Sie den Angeklagten seiner Strafe zu. Prüfen Sie alles, was für und gegen ihn spricht, walten Sie der heiligen Pflicht, die Sie zu erfüllen haben. Bedenken Sie, daß hier ein Verbrechen verübt wurde, welches zu den schenßlichsten zählt, die entmenschte Kreaturen je vollbracht. Sie sind die Hüter des Rechtes und werden durch Ihr Votum bekunden, daß es für einen Vatermord nur eine Sühne geben kann.“

Wie ein Zittern, ein tiefes Aufatmen, ging es durch die Menae, als der öffentliche Ankläger sich wieder ruhig niederließ auf seinen Platz. Mit einem Blicke nur streifte er die Geschworenen und eine Sekunde lang zuckte es um seine Lippen, als er sah, wie die Volksrichter mit umdüsterten Gesichtern den Angeklagten betrachteten.

Fahle Blässe lag über dessen Antlitz und die Brust hob sich in jähem Atem. Die Lippen bebten, er schien sprechen zu wollen, aber der Kopf sank ihm auf die Brust und ein Schauer durchschüttelte ihn.

Dann begann Dr. Sander seine Rede.

Nach den dröhnenden Worten des Staatsanwaltes klang seine Verteidigung ruhig, fast allzu ruhig. Wie eine leise Fronie leuchtete es aus seiner Rede. Den Geschworenen ausschließlich sich zuwendend, hub er an: „Meine Herren! Der Herr Staatsanwalt hat Sie zu Nichtern aufgerufen, hat an Sie appellirt als Hüter der Gerechtigkeit. Auch ich thue das. Und in vollem Vertrauen darauf überantwortete ich Ihnen den Mann, den man des Vatermordes zeih. Der öffentliche Ankläger hat Ihnen seine Vergangenheit in den düstersten Farben gezeichnet. Er legte den Trieb zum Verbrechen in seine Seele, wo doch ein Unbefangener nur Leichtsinm sehen kann. Und solcher lag ja Künstlermaturen immer recht nahe. Blicken Sie, meine Herren Geschworenen, in Ihre Vergangenheit zurück, und Sie werden wahrscheinlich finden, daß im Uebermuth der Jugend Sie manchen losen Streich vollführt haben, den Sie nicht gerne der Deffentlichkeit preisgeben würden, der aber doch noch lange kein Verbrechen war. Ich will nicht leugnen, daß der Angeklagte einer tiefen Verirrung sich schuldig machte, als er den Mahnungen seiner Eltern kein Gehör gab. Aber die Schuld daran ist wohl weniger ihm, dem unerfahrenen jungen Manne, zuzuschreiben, als vielmehr der schlechten Gesellschaft, welche sich seinen Leichtsinm zu Nutzen machte und ihn eigentlich nie aus dem Taumel erwachen ließ. Aber die traurige Verirrung des Angeklagten ist nicht ohne eine herbe Sühne geblieben. Er wurde des Vaterhauses, an dem er trotz alledem stets mit inniger Liebe hing, verwiesen. Und gerade diese strenge, aber gerechte Strafe war es, die ihn zurückbrachte auf den richtigen Weg, denn er war ein leichtsinniger, aber kein schlechter Mensch. Es mußte für einen Jüngling, der Zeit seines Lebens nie erfahren hatte, wie schwer es sei, auf eigenen Füßen zu stehen, hart, sehr hart sein, nun plötzlich arm und mittellos zu sein. Wenn je, so hätte er in dieser Lage verzweifeln müssen, wäre das Nachgefühl bei einer niedrigen Natur erklärlich gewesen. Aber mutig nahm er den Kampf mit dem Leben auf. Wortlos trug er die ungewohnten Entbehrungen. Und er kam vorwärts. Der Name Max Horwart begann sich in Künstlerkreisen schon Achtung zu verschaffen. Was war natürlicher, als daß er, nachdem er sein besseres Selbst wiedergefunden, daran dachte, den zürnenden Vater zu verfühnen?“

Dr. Sander wurde wärmer. Man merkte seinen Worten die innere Ueberzeugung an. Aufmerksam lauschten die Geschworenen seiner Rede.

Da erscholl im Zuhörerraume plötzlich ein dumpfer Fall. Geängstigte Frauenstimmen wurden laut und eine allgemeine Bewegung machte sich im Publikum bemerkbar. Eine ältere, leidend aussehende Frau war in Folge der Schwüle, die im Saale herrschte, ohnmächtig geworden. Ein junges Mädchen bemühte sich schluchzend, die zu Boden Gesunkene aufzurichten. Dr. Vokant sprang sofort herbei und hob die Bewußtlose auf, die durch einige

kräftige Männer hinausgetragen wurde. Die Geschworenen waren sehr unruhig geworden, denn es hieß, es sei die Frau eines derselben.

So dauerte es einige Minuten, ehe die jäh unterbrochene Verhandlung wieder aufgenommen werden konnte. Aber die Erregung zitterte noch leise nach und besorgt betrachtete Dr. Sander die Geschworenen, welche zerstreut umhersahen.

Unwillkürlich sprach er stärker und eindringlicher, und mit erhobener, ernster Stimme schloß er sein Plaidoyer: „Neben Sie Gerechtigkeit, meine Herren! Lassen Sie sich nicht vom Schreie bethören. Erwägen Sie, daß ein Menschenleben auf dem Spiele steht. Wäge Sie Ihre Einsicht davor bewahren, der gräßlichen That, die nach meiner Ueberzeugung noch immer in Dunkel gehüllt ist, eine noch viel entsetzlichere folgen zu lassen. In letzter Stunde, in letzter Minute bitte ich Sie, der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen und einem schwer geprüften Manne die Freiheit und damit das Leben wieder zu geben, dem eine leichtsinnige Vergangenheit allein zum Vorwurfe gemacht werden kann.“

Erschöpft ließ sich der alte Doktor auf seinen Sitz nieder, leicht abwehrend den innigen Händedruck Maxens, der sich nicht enthalten konnte, dem wackeren Manne seinen Dank zu entbieten. Er selbst konnte nicht sprechen, wie schwer es ihm auf dem Herzen lag.

Die Duplik und Replik klangen fast leidenschaftlich.

Kurz und knapp war die Rechtsbelehrung des Präsidenten, die er an die Geschworenen richtete. Umdüsterten Gesichtes harrete Dr. Sander der einsündigen Beratung der Geschworenen.

„Was glaubst Du,“ fragte ihn Dr. Volland, „wie wird es lauten?“

Er zuckte mit den Schultern. „Weiß nicht, weiß nicht. Aber mir gefielen die Geschworenen nicht mehr nach diesem Dymnachtsanfälle. Sie waren zu zerstreut.“

Der Gerichtshof und die Geschworenen traten ein. Das gesamte Bureau erhob sich von den Sitzen, die Richter bedeckten sich. Und in der schwülen, atemlosen Stille verkündete der Obmann der Geschworenen das Verdikt: „Schuldig des Meuchelmordes mit acht Stimmen „Ja“, mit vier Stimmen „Nein“.

Nach kurzer Beratung schälte daher der Gerichtshof das Urteil. Es lautete auf Tod. Ein Schauer durchlief den Körper des jungen Bildhauers und mit dumpfem Nöcheln brach er bewußtlos zusammen.

15.

Ein Jahr war seit der traurigen Katastrophe auf Schloß Rawen verflossen.

Es waren wieder prächtige sonnig-warme Sommertage.

In dem kleinen, aber wohlgepflegten Garten, der die Villa des Dr. Volland umgab, saßen am weißgedeckten Tische, der das beste Silbergeschirr des ärztlichen Hauses trug, der Hausherr und seine Frau, eine untersetzte, aber noch immer hübsche Blondine, wenn auch unter dem zierlichen Häubchen an den Schläfen manch graues Härchen sich bemerkbar machte und die Wangen ihre einstige volle Frische verloren hatten. Zwischen beiden ein Offizier, etwa

32 Jahre alt, in bequemer Sommeruniform und zurückgelehnt in den breiten Gartenstuhl, mit Wohlbehagen die kühle, würzige Luft einatmend, welche von den Bergen herüberstrich. Das etwas schmale Gesicht erinnerte lebhaft an die strengen, militärisch festen Züge des Dr. Volland.

Hauptmann Otto Ködel war des pensionierten Regimentsarztes Nefte, der Sohn seiner Schwester, die in der Residenz einen Ingenieur geheiratet hatte. Der Schwager Ködel war aber schon seit Jahren tot, eine heftige Lungenentzündung hatte ihn in verhältnismäßig jungen Jahren rasch dahingerafft. Er hinterließ drei Kinder. Otto, der Älteste, war damals Kadett, während die beiden anderen Jungen sich noch im zartesten Alter befanden. Ersteren hatte nun Dr. Volland unter seine Fittiche genommen, so lange er selbst noch im Dienste stand. Nachher hörte das freilich auf, zumal Otto Ködel als Leutnant und Oberleutnant in recht entlegenen Orten in Garnison stand und erst bei seiner Ernennung zum Hauptmann in die Nähe des Wirkungskreises seines Onkels versetzt wurde. Nach einer zwar nicht langen, aber gefährlichen Krankheit, welche den Offizier stark mitgenommen hatte, war ihm ein zweimonatlicher Urlaub bewilligt worden, den er auf Dr. Vollands dringende Einladung bei ihm zu verbringen gedachte. Heute morgen war er nun in Bärenstein angelangt. Nach dem vorzüglichen Mittagmahle, daß die Kochkenntniße der Frau Doktor ins glänzendste Licht stellte, saßen die Drei nun noch bei einem gemütlichen Plausch zusammen.

„Sage mir nur, Onkel, wie ist denn das Drama auf Schloß Rawen draußen, über das Du mir ja einige Pakete Zeitungen sandtest, die ich nicht nur mit Anteilnahme, sondern geradezu erschüttert gelesen habe, geendigt? Die Lokalblätter, die ich einmal in unserem Garnisonsneste in die Hände bekam, meldeten nur, daß der Stiefsohn Rawens, Max Horward, trotz der glänzenden Verteidigung schuldig erkannt worden sei. Das furchtbare Urteil ist aber doch, hoffe ich, nicht an ihm vollstreckt worden? Wenigstens ist, soweit ich Horward kenne, meine private Ueberzeugung diese, daß man da einfach einen Justizmord begangen hätte.“

„Wie, Du kennst Horward?“ frug überrascht Dr. Volland.

„Ja, ich habe vor ein paar Jahren, als ich eines dienstlichen Kurzes halber ein paar Monate in Dresden weilte, den Bildhauer kennen gelernt. Sein kolossaler Fleiß, sowie der originale, plastische Ausdruck seiner Schöpfungen hatten ihn in jenem kleinen Kreise, in welchem ich verkehrte, bekannt gemacht. So war ich an manchem Abende mit ihm zusammen und ich muß sagen, daß ich gern in seiner Gesellschaft war. Mir imponierte nicht nur seine Kunst, bei der er, wie es mir schien, auf dem besten Wege war, ein Meister zu werden, sondern auch die warme Liebe, mit der er an der Heimat hing. Wir wären sicherlich gute Freunde geworden, wenn mein Schicksal mich nicht bald wieder zurückgeführt hätte in das öde, einörmige Garnisonsnest an der Grenze. — Aber, Onkel, Du hast noch immer meine Frage nicht beantwortet!“

[Fortsetzung folgt.]

✻ Allerlei. ✻

Badetoiletten der modernen Pariserin. Aus Paris wird berichtet: Der Luxus, den die moderne Pariserin auch bei ihren Badetoiletten entfaltete, vergrößert sich von Jahr zu Jahr. Die heutige Vorliebe für den Sport hat in der eleganten Dame den Geschmack für die Plastik in der Form entwickelt, sodaß sie auch der Schwierigkeit zu begegnen versteht, die es stets bietet, mit Würde ins Wasser zu gehen oder es zu verlassen. Sie braucht das kritische Auge durchaus nicht mehr zu fürchten. Dazu sind die diesjährigen Kostüme besonders verführerisch. Statt Serge und Cheviot trägt man Alpaka, der seinen Glanz durch die Masse nicht verliert und weich wie Taffet bleibt. Dunkle Farben, besonders schwarz, werden bevorzugt, als Befehl dagegen weiß, und zwar breite oder schmale Borten und alle Arten Muster, die aus Tuch ausgeschnitten sind. Die Kniehosen werden von den am Corsage befestigten Röcken ganz bedeckt. Statt seidener Strümpfe werden solche aus Kashmir getragen, die sich besser ausziehen lassen. Ein sehr breiter Matrosenträger aus weißem Tuch, der mit einer Grecborte auf einem Taffetstreifen besetzt ist, wirkt sehr hübsch. Neu ist der Bolero, der eigentlich für das Kleid bleiben sollte. Etwas gewagt, aber reizend sieht ein schwarz und weißes Modell aus. Der geschweifte Rock ist unten mit einer breiten Borte aus weißem Tuch besetzt, der sehr kurze Bolero wird über einer weißen Bluse getragen, der weiße Schalsträger ist mit einer roten Regattaschleife über einem roten Borderteil mit schwarzem, dickgesticktem Anker besetzt. Um diese Kostüme bequem tragen zu können, wird ein Niederkorsett aus starkem, leicht gestärktem Zeinen angelegt, das den Rücken schützt und den Hüften die geschwungene Linie giebt. Da die Damen gewöhnt sind, hohe Hacken zu tragen, um größer zu erscheinen, sind flache Schuhe ihnen unbequem. Daher werden in die Sandalen ein oder zwei Filzeinlagen gesteckt, die dem Schritt eine rhythmische Bewegung geben. Auch das hübsche wellige Haar entbehrt man ungern, und bringt deshalb künstliche Böckchen in der Kopfbedeckung an, wodurch das Gesicht die gewohnte Harmonie behält. Das natürliche Haar wird darunter in eine Gummikappe gethan; die Illusion ist vollständig. Als Kopfbedeckung wählt man die große Grenaway-Capote aus rubinrotem Stoff, mit

Blumen bedruckt und mit Spitze oder Stickereieinfassung oder eine „Baigneuse“ aus Stroh mit einer hellen oder schwarzen Schleife und passenden Bändern, oder die klassische Kappe aus leichtem Stoff oder eine Beretta oder schließlich auch ein seidenes „en marionette“ drapiertes Tuch. Der mantelförmige Bademantel mit gekräuselter Kapuze wird aus weißem Pyrenäentuch mit rosa oder hellbraunem Futter angefertigt. Schlißlich werden ganze oder halbe Zwirnschandschuhe zum Schutz der zarten Hände und Arme gegen die Seeluft getragen.

Der beste Titel. Auf das Gesuch eines Dr. Jacmin in Rheinsberg um den Hofrats-titel erteilte Friedrich der Große folgende Antwort: „Se. Majestät der König hat aus der unterthänigsten Vorstellung des Dr. Jacmin vom 18. d. ersehen, daß derselbe trotz seines vorgerückten Alters noch den Titel eines Hofrats zu erhalten wünscht. Da dieses Prädikat zu nichts nützt, empfiehlt seine Majestät dem Doktor, sich das eines rechtschaffenen Menschen zu erhalten, das alle übrigen Titel an Wert übertrifft. Potsdam, den 22. Juni 1753. Friedrich.“

✻ Unsere Bilder. ✻

Mozarts erste Liebe. Selten wohl hat ein Genie so mit den Widerwärtigkeiten des Schicksals ringen müssen, als das Mozarts, wie wohl ihm von frühester Jugend an reiche Anerkennung zu teil ward. Ein Blick in seinem Leben schien es zu werden, als er endlich seinem Vater, der, selbst ein Virtuose, mit seinen beiden Kindern sowie seiner Frau auf zahlreichen Kunstreisen den Unterhalt für die Familie zu erwerben gesucht hatte, gelang, beim Erzbischof von Salzburg seine Auszubildung zu erhalten. Hier war es, wo Mozart die jugendlich schöne Aloisie Weber kennen und lieben lernte. Aber es war nur ein kurzer Traum — die Hoffnungen, die er auf Salzburg gesetzt, erfüllten sich dem jugendlichen Künstler nicht, und hier sehen wir ihn, während Vater und Schwester in Salzburg zurückblieben, in Begleitung seiner Mutter wieder auf einer künstlerischen Turnee, u. a. in München, Paris, Mannheim, allenthalben seine Exzellenz suchend und allenthalben seiner Jugend wegen zurückgewiesen. In dieser Zeit war es, da ihm nicht nur die Mutter starb und er sie in fremde Erde begrub, sondern sich auch die Geliebte mit einem anderen vermählte.

Das neue Museum in Altona. Am 26. Oktober 1888 waren vom Altonaischen Unterstützungs-Institut 78 000 Mark der Stadt Altona unter der Bedingung zur Verfügung gestellt worden, daß die Stadt bis spätestens zum 1. Oktober 1892 Baulichkeiten für ein Museum herstelle. Dieser Termin wurde jedoch verlängert und im Jahre 1898 auf dem Kaiserplatz mit dem Bau begonnen. Das nach den Plänen der Architekten Reinhardt und Siffinguth in Charlottenburg ausgeführte Gebäude hat im Erdgeschoß außer einer weiten Halle die Räume für die Verwaltung, Bibliothek- und Lesezimmer und die Ausstellungsräume für die naturhistorische Abteilung des Museums. Im oberen Geschoß befinden sich außer einem für 250 Personen berechneten Auditorium die Räume für die kulturhistorische Abteilung, in der die kulturelle Entwicklung der Provinz Schleswig-Holstein in Zimmereinrichtungen, Trachten, Wirtschaftsgeräten u. s. w. zur Darstellung gelangen soll. In den Kellerräumlichkeiten hat die Fischereiausstellung ihren Platz gefunden. Die Eröffnung des neuen Museums fand im Juli dieses Jahres statt.

Das Wasserkarussell. Alle unter der Bezeichnung „Karussell“ und von Volksfesten, Messen und Märkten her bekannten Vergnügungsvorrichtungen bis auf die neuzeitlichen Wellen- und Schautelbahnen oder wie sie sonst noch heißen mögen, haben durch das Wasserkarussell entschieden eine Bereicherung erfahren. Dieses Wasserkarussell bestand sich auf der Messe zu Nemilly in der nächsten Umgebung von Paris. Die Maschinerie gleicht im übrigen ganz den Karussells, bei denen hölzerne Pferdchen, Schlitten zc. sich im Kreise drehen. Anstatt letzterer werden hier kleine zierliche Boote durch die Pluten eines Wasserbassins bewegt. Jung und alt, klein und groß kann sich nun um geringes Entgelt unter den Klängen eines Riesenorchesters das Vergnügen einer Wasserreise gönnen, ohne dabei seefrank zu werden, oder gar den Gefahren des Ertrinkens ausgesetzt zu sein.

☛ Gemeinnütziges. ☛

Zum Einmachen von Champignons wähle man möglichst die großen, aufgegangenen Pilze aus, ziehe von den Schirmen die Haut ab, entferne das innere Braun und stutze die Stiele etwa zur Hälfte. Nun bringe man in einer kleinen Kasserole schwach gesalzenes Wasser zum Sieden, thue eine Hand voll Pilze hinein, lasse einmal aufwallen und hebe die Pilze mit einem Schaumlöffel in ein Einmacheglas. Nachdem auf diese Weise alle Pilze abgekocht und in Gläser gethan sind, übergieße man dieselben mit abgekochtem, erkaltetem Essig und binde die Gläser mit Pergamentpapier fest zu. — Dem Essig darf aber keinerlei Gewürz zugesetzt werden. — Die Abfälle, Stiele zc. sind nicht wegzuworfen, denn man kann daraus den zur Bereitung von Saucen so geschätzten Champignonsaft herstellen. Die zum Einmachen etwas zu kleinen Pilze, sowie Stiele und Schalen werden in kleine Stücke zerschnitten, in einen irdenen Topf gethan und mit einer Quantität Salz vermengt. Das Ganze läßt man zwei bis drei Tage stehen, rührt aber hin und wieder mit einem Holzlöffel um. Die dann entstandene dunkle Masse drückt man durch Leinwand und kocht den Saft bis zur Syrupdicke ein.

☛ Räthsel. ☛

1. Räthselprung.

gen	ich	ich	to	nicht	wie	die	bei	und	lie
ja	fra	sehr	soll	de	will	de	stel		
mein	dein	dir	beim	ich	le	nicht	ner		
still	gen	ble	de	de	weiß	könn	nicht		
ver	herz	o	ich	de	ent	grun	es		
stört	ich	sei	de	den	dein	wie	den		
te	gott	ze	un	tief	kun	er	im		
für	möch	ge	hal	ne	sonst	die	es	de	ist

2. Si ben rätsel.

ant, che, cor, erz, der, fort, gio, her, ich, mon, neu, ney, nor, pen, reg, ro, wer, zog.

Aus vorstehenden Silben sind sechs Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben einen berühmten französischen Dramatiker nennen. Die Wörter bezeichnen 1. einen französischen Kriegshafen, 2. eine Stadt in Belgien, 3. einen italienischen Maler, 4. ein Raubtier, 5. eine Insel in der Nordsee, 6. einen österreichischen Prinzen.

3. Buchstabenrätsel.

Man sagt, er habe schlimme Voitschaft einst
Mit Langmut und Geduld extragen;
Doch wen mit e statt o es schmerzt,
Der fühlt sich ganz gewiß geschlagen.

4. Rätsel.

Der frohe Jägersmann erblickts Ein Dummer sieht es leider oft,
Biel häufiger als der Kaiser; Doch selten nur ein Weiser.

Lösung der Aufgabe in voriger Nummer.

1. Borhand legte Pique-Zehn und Carreau-Dame. Mittelhand hatte: Carreau-Dame, Treff-Aß, König, Pique-König, Aß, Coeur-Aß, Zehn, Neun, Aß, Sieben. Hinterhand die übrigen Karten. Borhand holt mit den Wenzeln die Trümpe ab und spielt Coeur-Neun. Mittelhand muß mit dem Aß den Stich nehmen und Pique oder Carreau bringen. Spieler giebt in beiden Fällen Pique-Neun zu und erhält den Rest.
2. Holland, Setubal, Biscana, Lucanus, Quintus, Reaumur, Rossini.
3. Heber, Marine, Elis, Pöffe, Zieber, Gans, Atlas, Brosa, Braut, Hansi, Meier, Bilzenkraut.
4. Hanielmaus.

☛ Lustiges. ☛

R a i v.

Berufswechsel.
Dieb (der vergebens bemüht ist, einen Geldschrank zu öffnen): „Wenn die Mode mit diesen Schränken nicht bald aufhört, gebe ich mein Handwerk auf und werde Kassierer.“

Praktisch.
Vater zu seinem Sohne, der Medizin studiert: „Wenn Du unbedingt Spezialarzt werden willst, dann nimm doch Zahnheilkunde statt der Ehrenheilkunde als Spezialität. Der Mensch hat zweihundertdreißig Zähne, aber nur zwei Ohren.“

Geschmackssache.
Mutter (ihrem Jüngsten eine Photographie zeigend): „Sieh mal, so sah ich aus, wie Dein Vater mich kennen lernte!“
Söhnchen (nachdem er das Bild eine Weile betrachtet hat): „Mutter, ich glaub', ich hätt' Dich nicht geheiratet!“

Erreicht.
A: „Wie, Du hast zum dritten Mal geheiratet?“
B (triumphirend): „Ja, und jetzt habe ich auch endlich einen Haus Schlüssel gekriegt!“



Kammerzoge: „Eine Empfehlung von meiner Gnädigen und ich soll fragen, wie es dem gnädigen Fräulein geht?“
Diener: „Ich danke schön, es geht besser; sie wird sehr bald wieder ganz hergestellt sein!“
Zofe: „Kann ich vielleicht darauf warten?“

Leser-Eifer.
A: „Könnte ich nicht das Reichskursbuch zurückbekommen, das ich Ihnen gestern geliehen habe?“
B: „Ach lassen Sie's mir doch noch ein paar Tage.“
A: „Weshalb denn?“
B: „Ja sehen Sie, ich bin jetzt in dem Buch gerade bei einer so spannenden Stelle, und da möchte ich gern weiterlesen.“

Zeit- und Streit-Frage.
„Es ist schrecklich mit Dir, Emma, siebzehn Uhren haben wir als Hochzeits-geschenk erhalten, und doch bist Du nie zur rechten Zeit fertig.“

Allerdings richtig.
Schüler: „So ein Unsinn, sich immer mit der Weltgeschichte abplagen zu müssen; fertig wird sie ja doch nie!“

Ein „lebhaftes“ Muster.
„Herr Wirt, ich muß mich bei Ihnen beschweren. Hinter den Tapeten wimmelt's ja von Ungeziefer!“
„Ja, ich habe Sie auch gleich gefragt, ob Ihnen die Tapete nicht zu lebhaft wäre.“